Der Geldbrief.

Ein Erlebnis des Mr. Joe Jenkins.

Von **Paul Rosenhayn.**

([illegible] 1914.)

„Ich habe Sie bitten lassen, Mr. Joe Jenkins, weil ich in einer mir unerklärlichen Angelegenheit Ihren Rath haben möchte." Mr. Jenkins, der Detektiv, sah sich aufmerksam in dem eleganten Privatkontor des Bankiers um. Er konstatirte mit Befriedigung, daß das Zimmer mit vornehmer Einfachheit ausgestattet war und in jeder Einzelheit den reichen und geschmackvollen Besitzer verrieth.

„Sie sind bestohlen worden, Herr Dufayel?"

„Ja. Und zwar auf eine völlig räthselhafte Weise. Ein Geldbrief mit 53,000 Franks ist geöffnet und seines Inhalts beraubt worden. Die Siegel sind unverletzt, und doch ist das Geld fort."

„Wer hat den Brief gesiegelt?"

„Ich selbst. Ich habe ihn auch persönlich zur Post gebracht. Als der Brief zwei Tage später in London zur Ablieferung gelangte und in Gegenwart des Postbeamten geöffnet wurde, lag statt des Geldes eine Zeitung in dem Brief."

„Ich muß Sie bitten, Herr Dufayel, mir über einige Punkte Auskunft zu geben."

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Der Detektiv ließ sich in dem Sessel nieder, der in der Nähe des Kamins stand und legte gemächlich die Beine übereinander.

„Rauchen Sie!"

„Danke, ja." Mr. Jenkins nahm aus der dargebotenen Importenkiste eine Henry Clay und fragte, indem er die Banderole löste und die Spitze abschnitt: „Besitzen Sie das Kuvert des Geldbriefs?"

„Ja. Hier ist es." Der Bankier entnahm seiner Brieftasche einen gelben Umschlag und überreichte ihn dem Detektiv, der prüfend die Aufschrift betrachtete.

„Wer hat dies Kuvert geschrieben?"

„Ich selbst!"

„Wann haben Sie den Geldbrief abgesandt?"

„Am 21. Januar."

„Wissen Sie die Tageszeit!"

„Ja. Es war um 7 Uhr Abends."

„Sie selbst haben das Geld hineingelegt, den Brief gesiegelt und ihn dann zur Post gebracht?"

„Ja. Mein Chauffeur erwartete mich unten im Auto, um mich in die Oper zu fahren. Unterwegs ließ ich vor dem kleinen Postamt der Rue de Sentier halten und gab den Geldbrief auf."

„Ist Ihnen," fragte der Detektiv zögernd, „irgend etwas aufgefallen, während Sie den Geldbrief postfertig machten?"

„Als ich den Brief siegeln wollte, fehlte der Siegellack. Ich selbst hatte am Tage zuvor eine Stange neben mich auf meinen Schreibtisch gelegt. Sie war fort."

„Hat sich diese Stange Siegellack später wieder eingefunden?"

„Nein."

„Was thaten Sie, um den Brief siegeln zu können? Verließen Sie das Privatkontor?"

„Ich trat einen Augenblick in das Hauptkontor, blieb aber in der Thür stehen. Hier ließ ich mir von dem Lehrling ein anderes Stück Siegellack geben und kehrte dann sofort in das Privatbureau zurück, wo ich den Brief siegelte."

„Wäre es möglich, Herr Dufayel, daß während dieser kurzen Unterbrechung jemand Ihr Zimmer betreten hat?"

„Nein. Es ist ausgeschlossen," sagte der Bankier.

„Der Brief ist ohne Zweifel umgetauscht worden. Dieser Umtausch hat mit ziemlicher Sicherheit stattgefunden in dem Augenblick, in dem Sie das Privatkontor verließen."

„Das hätte ich sicher sofort bemerkt. Auch kenne ich natürlich meine Handschrift."

Der Detektiv erhob sich und trat ans Fenster, dessen Stores und Vorhänge zugezogen waren und fast bis auf den Parkettboden herniederreichten. „Wie ist Ihre persönliche Arbeitszeit, Herr Dufayel."

„Ich pflege von zehn bis zwei und von sechs bis halb acht Uhr hier zu sein."

„Ich danke Ihnen. Dieses Zimmer hat, wie ich sehe, einen separaten Zugang vom Korridor. Wer hat, außer Ihnen, einen Schlüssel dazu?"

„Nur meine Frau."

Der Detektiv sah einen Augenblick zu Boden und fragte dann langsam: „Wo war Ihre Frau an dem betreffenden Abend?"

„Sie erwartete mich in der Oper."

„Ich möchte Ihr Personal kennen lernen. Aus wieviel Personen besteht es?"

„Ich habe sechs Buchhalter, zwei Korrespondenten, drei Schreibmaschinendamen und einen Lehrling. Außerdem meinen Prokuristen, Herrn Valois. Aber dieser kommt nicht in Frage."

„Warum nicht?"

„Er war an dem betreffenden Tage geschäftlich verreist, nach Rouen, und hat erst gestern Abend seine Reise auf meinen Wunsch unterbrochen."

„Wie lange ist er in Ihrem Hause?"

„Seit sechs Jahren."

„Ist er tüchtig?"

„Außerordentlich. Uebrigens muß er sofort kommen, um mir die Briefe zur Unterschrift zu bringen. Ich werde Sie mit ihm bekanntmachen." Der Bankier stand auf, öffnete die Thür zum Hauptkontor und fragte: „Ist die Post fertig?"

„Sofort, Herr Dufayel." Fast unmittelbar hinter dem zurückgekehrten Chef trat ein Herr in der Mitte der Dreißig ein. Mit einer leichten Verbeugung legte er einen Stoß Briefe auf den Schreibtisch des Bankiers und sagte in höflichem Tone erklärend: „Ich wollte Sie nicht stören."

Er wollte sich wieder zurückziehen, als der Bankier vorstellte:

„Dies ist Mr. Joe Jenkins, der berühmte Detektiv. Er ist gekommen, um Licht in unsere dunkle Geldbriefangelegenheit zu bringen."

Der Prokurist ging auf Mr. Joe Jenkins zu, schüttelte ihm die Hand und sagte mit offenem Lächeln: „Erfreut, Sie zu sehen, Mr. Jenkins. Die Geschichte ist sehr fatal. Es ist schade, daß ich an jenem Tage nicht in Paris war, sonst wäre das alles vielleicht nicht passirt."

„Wie ich höre, Herr Valois, waren Sie verreist?"

„Ja. Ich war in Rouen."

„Ah, in Rouen. Ich kenne es. Es ist eine sehr schöne, alterthümliche Stadt. Ich habe dort mal vierzehn Tage gewohnt, vor zwei Jahren. Im Hotel du Lion d'Or. Es ist wohl das einzige gute Hotel, das die Stadt hat?"

„Sie irren sich, Mr. Jenkins," erwiderte Herr Valois mit höflichem Lächeln, „Rouen hat inzwischen weit bessere Hotels mit allem Komfort der Neuzeit erhalten. Ich wohne z. B. im Hotel de l'Abondance, und ich kann es Ihnen sehr empfehlen."

„Sehr freundlich, Herr Valois. Ich werde es mir merken. Herr Dufayel, Ihr Chef, hat mir viel Lobendes von Ihnen erzählt. Es ist in der That bedauerlich, daß Sie an jenem Tage abwesend waren. Sie besorgten das Reisegeschäft?"

„Ja," sagte der Prokurist mit einem gewissen Stolz, „Herr Dufayel hat mir den Besuch unserer auswärtigen Klienten überlassen."

„Es muß für Ihre Frau Gemahlin nicht angenehm sein, Herr Valois, ihren Gatten so häufig entbehren zu müssen!"

Die beiden Herren lächelten. „Herr Valois ist Junggeselle," erläuterte Herr Dufayel.

„Ah, das ist etwas anderes!" sagte Mr. Jenkins, gleichfalls lächelnd, „ich bitte um Entschuldigung. Sie sehen, auch ein Detektiv kann sich irren!" Er erhob sich. „Sie gestatten wohl, daß ich dieses Kuvert an mich nehme? Und noch eins. Ich möchte einen Blick aus jenem Fenster thun." Er schritt auf das Fenster zu, zog die Vorhänge und die Gardinen auf und sah auf die ziemlich stille Straße hinab. Dann öffnete er das Fenster einen Augenblick, sah sich um und machte es sofort wieder zu. „Von der Straße ist der Thäter nicht gekommen," erklärte er, halb zu sich selbst, „die Mauer ist vollständig glatt, und die Etage liegt verhältnismäßig hoch. Es bleibt also nur übrig anzunehmen . . . hallo — was ist das?" Er zog eine Taschenlaterne und ließ den Strahl auf das schwarz marmorne Fensterbrett fallen, auf das er sich niedergebeugt hatte.

Die beiden Herren traten eiligst hinzu und erkannten auf den ersten Blick den Abdruck von zwei Füßen. Jemand hatte auf dem Fensterbrett gestanden.

Herr Dufayel starrte einen Augenblick wortlos auf die Fußspuren und sagte dann mit merkwürdig zitternder Stimme: „Fast könnte man glauben, es wäre der Fuß eines Kindes, so klein ist er."

„Nein," sagte Mr. Jenkins langsam, während er einen Block aus der Tasche zog und die Spur darauf abdrückte, „es ist kein Kinderfuß. Es ist der Fuß einer Frau." Er faltete das Blatt mit der Zeichnung sorgfältig zusammen. „Ich möchte noch um verschiedene Einzelheiten bitten, die indessen verhältnismäßig unwichtig sind. Ich möchte daher Sie, Herr Dufayel, nicht damit behelligen. Vielleicht würde Ihr Prokurist, Herr Valois, die Güte haben, mir außerhalb der Geschäftszeit eine Stunde zur Verfügung zu stehen?"

„Mit Vergnügen," erwiderte der Angeredete verbindlich. „Ich werde gern alles thun, was irgendwie dazu dienen kann, Licht in diese Sache zu bringen, die immer unerklärlicher wird."

„Vielleicht hat Herr Valois die Liebenswürdigkeit, mich am Donnerstag Abend um halb sieben in meiner Wohnung zu besuchen? Ich wohne Avenue Wagram, 31."

„Ich werde nicht verfehlen."

„Und wann werde ich wieder das Vergnügen haben, Sie bei mir zu sehen?" fragte Herr Dufayel.

Der Detektiv dachte einen Moment nach. „Wir haben heute Dinstag. Erwarten Sie mich übermorgen, Donnerstag Abend um halb acht."

Mr. Joe Jenkins machte eine Verbeugung und wollte auf dem Wege durch das Hauptkontor das Bankgeschäft verlassen.

„Sie können es bequemer haben," sagte Herr Dufayel lächelnd und schloß die Separatthür auf, die direkt auf den Korridor führte. Der Bankier geleitete seinen Gast höflich an die Hausthür.

„Noch eins, Herr Dufayel," begann Mr. Jenkins, „ich möchte Sie bitten, mir heute Abend eine Liste mit den Namen und Adressen Ihres gesammten Personals zugehen zu lassen, so daß ich sie morgen mit erster Post in meinem Besitze habe."

„Sehr wohl. Glauben Sie Aussichten zu haben, den Thäter zu ermitteln?"

„Ich denke ihn Ihnen am Donnerstag zu liefern. Adieu."

In diesem Moment wurde von außen die Korridorthür geöffnet, und auf der Schwelle stand eine distinguirt aussehende junge Dame. Die Züge des Bankiers erhielten einen strahlenden Ausdruck. „Meine Frau," sagte er. „Dies ist Mr. Joe Jenkins. Er ist im Begriff, den Dieb des Geldbriefs ausfindig zu machen."

Die junge Dame, die, wie der Detektiv bemerkte, sehr schön war, warf einen etwas spöttischen Blick auf Mr. Jenkins und sagte: „Ich fürchte, mein Herr, Sie werden sich vergeblich bemühen. Nach allem, was ich von dem Fall gehört habe, ist der Brief nicht hier in Paris, sondern unterwegs seines Inhalts beraubt worden."

„Sie irren, meine Gnädigste," erwiderte der Angeredete in ruhigem Tone. „Der Diebstahl ist hier geschehen, im Privatkontor Ihres Gatten."

„Aber kein Fremder hat einen Schlüssel zu diesem Zimmer."

„Und doch ist der Brief von jemandem genommen und durch einen ganz gleichen ersetzt worden, der einen Schlüssel zu diesem Zimmer hatte."

„Soviel ich weiß, besitze außer meinem Mann nur ich einen Schlüssel zu diesem Privatkontor. Schließlich werden Sie noch behaupten, ich hätte das Geld gestohlen!"

„Ich behaupte nie etwas, was ich nicht beweisen kann," erwiderte Mr. Jenkins langsam. „Ich habe Ihrem Gatten versprochen, ihm übermorgen Abend den Thäter zu bringen."

„Ich wünsche Ihnen viel Glück dazu," sagte Madame Dufayel spottend, „und wenn Sie den Thäter haben, so halten Sie ihn fest."

„Es ist kein Thäter," sagte Mr. Jenkins ruhig, "es ist eine Thäterin." Der Detektiv schritt langsam die Treppe hinunter und rief, auf der Straße angelangt, ein vorüberfahrendes Auto an: „Nach dem Orléans-Bahnhof!"

* * *

Es war am Donnerstag Abend, als Herr Dufayel nachdenklich in seinem Privatkontor saß. Von Mr. Jenkins hatte er während dieser Zeit nichts gehört. Würde er sein Versprechen halten? Würde er ihm heute Abend den Thäter bringen? Der Bankier konnte sich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, als er sich diese Frage vorlegte. Immer wieder mußte er an die Unterhaltung denken, die Mr. Jenkins in der Hausthür mit seiner Frau gehabt hatte. Während er, den Kopf in die Hand gestützt, dasaß, hörte er die Entreethür gehen. Einen Augenblick später klopfte es an seinem Privatkontor, und auf sein Herein traten Mr. Jenkins und Herr Valois ein.

„Treten Sie näher, meine Herren." Mr. Jenkins trat auf den Schreibtisch zu, an dem Herr Dufayel saß, während Herr Valois bescheiden in der Nähe der Thür blieb.

„Nun, Mr. Jenkins," begann Herr Dufayel, „haben Sie den Dieb entdeckt?"

„Ja."

Der Bankier lächelte. „Sie scheinen sich nicht mehr Ihres Versprechens zu entsinnen, Mr. Jenkins. Sie wollten mir heute Abend den Dieb bringen."

„Ich habe ihn gebracht."

Der Bankier sah sich erstaunt im Zimmer um. „Wo ist der Thäter?"

„In diesem Zimmer!"

Mit einem Ruck sprang der Bankier auf die Füße und starrte seinen Prokuristen an, der blitzschnell die Hand auf den Thürgriff legte.

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Valois," sagte Mr. Jenkins ruhig. „Das Haus ist umstellt; sowie Sie unten erscheinen, werden Sie verhaftet. Ihre Helfershelferin, Mademoiselle Fleury vom Variété Diana, sitzt mit zweien meiner Agenten unten im Automobil."

Mr. Jenkins öffnete das Fenster, was ein verabredetes Zeichen zu sein schien, denn gleich darauf erschienen zwei seiner Assistenten, denen er den Auftrag gab, Herrn Valois in den Wagen zu bringen. Der Prokurist leistete keinen Widerstand.

„Fassen Sie sich, Herr Dufayel," sagte Mr. Jenkins zu dem Bankier, als die beiden allein waren, „diese Lösung ist noch eine verhältnismäßig erfreuliche."

„Sie haben recht," murmelte der Bankier und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Aber sagen Sie mir das eine: Wie haben Sie das herausgebracht?"

„Ich hatte im Anfang zwei Spuren," erwiderte der Detektiv, indem er sich behaglich in den Sessel lehnte, „die eine führte zu Herrn Valois, die andere — die andere führte zu einer anderen Person."

„Und wie kamen Sie zuerst auf den Verdacht, Herr Valois sei der Thäter?"

„Durch das Fehlen des Siegellacks. Offenbar war er nur darum fortgenommen worden, damit Sie gezwungen waren, Ihr Privatkontor einen Augenblick zu verlassen, um Ersatz zu beschaffen. In dem Moment, in dem Sie hinausgingen, ist der Thäter dann hinzugesprungen und hat den Geldbrief, der auf Ihrem Schreibtisch lag, blitzschnell mit einem genau gleichen vertauscht. Richtiger gesagt, die Thäterin, denn es war eine Dame, die Freundin und Helfershelferin des Herrn Valois, eben Fräulein Fleury."

„Danach müßte aber die Thäterin während der ganzen Zeit hier im Zimmer gewesen sein."

„Allerdings. Die Diebin hat zwei Stunden auf dem Fensterbrett hinter den Gardinen gestanden."

„Wie aber ist sie hereingekommen?"

„Sie sagten mir, daß Sie um sechs Uhr ins Bureau zu kommen pflegten. Das war natürlich Ihrem Prokuristen bekannt, und seine Freundin ist daher kurz vor sechs Uhr hier eingedrungen. Mit einem Nachschlüssel hat Fräulein Fleury die Thür aufgeschlossen und sich dann auf ihren Beobachtungsposten begeben."

„Aber die Handschrift ist doch meine eigene?"

„Sie irren. Herrn Valois war bekannt, daß Sie am 21. Januar den Betrag von 53,000 Franks nach London schicken würden. Er hat mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit ein Kuvert präparirt, das eine der Ihrigen täuschend nachgebildete Handschrift trug. Dies hat Fräulein Fleury bereitgehalten und dann den Umtausch vorgenommen."

„Warum hat die Diebin nicht einfach das Kuvert mit dem Gelde an sich genommen?"

„Hätten Sie bei Ihrer Rückkehr die Entdeckung gemacht, daß der Geldbrief verschwunden sei, so hätten Sie unverzüglich das Kontor durchsuchen lassen, und man hätte ohne Zweifel die Thäterin hinter der Gardine entdeckt."

„Allerdings. Und Herr Valois? Ich glaubte ihn in Rouen!"

„Er war auch in Rouen, und zwar nicht allein."

„Nicht allein?"

„Ich bin vorgestern Abend um 8 Uhr 14 nach Rouen gefahren, bin im Hôtel de l'Abondance abgestiegen und habe festgestellt, daß Herr Valois dort mit seiner Frau gewohnt hat."

„Mit seiner Frau?"

„Nun . . . was man so nennt. Mit seiner Freundin, Madame Fleury, wie ich später herausgebracht habe. Ich habe weiter festgestellt, daß Fräulein Fleury am 21. Januar Mittags 12 Uhr 26 nach Paris gefahren und noch in der gleichen Nacht zurückgekehrt ist. Man hat in der Nacht eine erregte Unterhaltung zwischen den beiden Eheleuten gehört."

„Streit um die Beute!" sagte Herr Dufayel.

„Wahrscheinlich. Fräulein Fleury scheint überhaupt eine artige Dame zu sein. Herr Valois hat sich ihretwegen ruinirt."

„Und woher wissen Sie das alles, Mr. Joe Jenkins?"

Der Detektiv lächelte und fuhr fort: „Ich bin dann sofort nach meiner Rückkehr in die Wohnung des Herrn Valois gefahren. Sobald ich von Rouen zurück war, suchte ich, als Schuster verkleidet, die Wohnung des Herrn Valois auf. Ich hatte ein paar Damenstiefelchen mitgenommen und behauptete, Herr Valois habe diese für seine Frau bestellt. Es gelang mir schließlich, von der mißtrauischen Haushälterin zu erfahren, daß Herr Valois eine Freundin habe, der er in der Avenue de la Grande Armée eine Wohnung gemiethet habe. Für diese seien wahrscheinlich die Stiefel bestimmt. Ich eilte also in die Avenue de la Grande Armée und fand eine Wohnung vor, die an Miethe allein ungefähr so viel kostet, wie Herr Valois bei Ihnen jährlich verdienen dürfte. Mademoiselle Fleury war abwesend, in der Probe, was mir sehr angenehm war. Ich ließ mir von dem Kammermädchen ein Paar Stiefelchen von Madame geben. Als ich sie mit dem Abdruck der Fußspur verglich, war jeder Zweifel ausgeschlossen."

Es klingelte. Der Bankier erhob sich. „Es ist meine Frau," erklärte er. „Sie wird von Ihrem Erfolg außerordentlich überrascht sein."

„Ich möchte nicht stören," entgegnete Mr. Jenkins, „haben Sie die Güte, mich Madame Dufayel zu empfehlen. Sie lassen mich wohl durch den anderen Ausgang hinaus."

„Erwarten Sie also morgen früh meinen Check, und empfangen Sie meinen Dank."

Aus Thiers' letzten Stunden.

Ueber den letzten Abend von Thiers macht der bekannte französische Politiker und Schriftsteller Joseph Reinach an der Hand früherer Aufzeichnungen in der „Revue bleue" interessante Mittheilungen. Reinach war damals kaum zwanzig Jahre alt und als Sohn eines alten Freundes von Thiers häufiger Gast im Hause des ehemaligen Präsidenten der Republik. An jenem Abende — es war der 2. September 1877 — befand sich Thiers in einer außerordentlichen geistigen wie körperlichen Frische. Mit Barthelemy St. Hilaire tauschte er Erinnerungen an die gemeinsam verlebten unruhigen Tage des Julikönigthums und des zweiten Kaiserreiches aus, dann sprach er von seinen Reisen und seinem Aufenthalt in Italien und vertiefte sich in eine Beurtheilung der italienischen Kunst zur Zeit Michelangelos, die von einer außerordentlichen Gedankenschärfe und einer bewunderswerthen Kenntnis der Literatur jener Epoche zeugte.

Bald aber wandte sich das Gespräch den Tagesfragen zu. Thiers hatte gerade ein Schreiben an die Wähler des 19. Pariser Wahlbezirks vollendet, den er in der Kammer vertrat, und er verurtheilte im Anschluß daran in leidenschaftlich erregter Weise die Politik Mac Mahon's, der als Staatsoberhaupt ebensowenig etwas geleistet habe wie als Feldherr im deutsch-französischen Kriege. „Hätte ich ihm nur zu befehlen gehabt," schloß der zornige alte Mann die Angriffe gegen seinen Nachfolger im Elysée, dem er die Hauptschuld an den Ereignissen zuschrieb, die im Mai 1873 seinen Sturz nach sich zogen. Im Gegensatz zu Mac Mahon ließ er den übrigen Führern des Heeres, auch denen, die sich nicht bewährt hatten, mehr Gerechtigkeit widerfahren. Selbst Bazaine und Trochu erschienen ihm trotz aller Fehler als durchaus tüchtige Soldaten, nur hätte Trochu etwas weniger reden sollen; als bedeutendsten von allen beurtheilte er Chanzy, vor dem selbst Faidherbe zurücktreten müsse.

Wie Reinach schreibt, plante Thiers an jenem Abend noch weite Spaziergänge durch die Waldungen von St. Germain-en-Laye, die sein Landhaus umgaben. In diesen Wäldern standen „seine" Bäume, seine guten Freunde, die er noch als Jüngling gekannt hatte, und die mit ihm alt geworden waren. „Ich kenne sie alle," sagte er zu Reinach, „die meisten von ihnen sind meine Zeitgenossen gewesen." Als Reinach nach Paris zurückkehrte, beauftragte er ihn, Gambetta für den nächsten Tag zu einer Besprechung in's Palais Bourbon zu bitten, aber wenige Stunden später hatte ein Gehirnschlag das Leben von Thiers geendet.

Trocknet die Erde aus? Die Frage, ob der Wassergehalt unserer Erdkugel sich allmählich aber stetig verringert, wird von einer Reihe von Forschern bejaht: nach ihnen steht unser Planet in einem langsam aber unaufhaltsam fortschreitenden Austrocknungsprozeß. Dieser Annahme tritt nun der bekannte englische Physiologe Prof. Gregory, in einem Berichte entgegen, den er der Royal Biographical Society erstattete. Gewiß ist in Theilen von Zentralasien, in Mexiko, Theilen Südamerikas und vor allem in Arabien ein fortgeschrittener Austrocknungsprozeß zu beobachten, aber hier spielen die Luftströmungen und die Veränderungen des Klimas eine entscheidende Rolle und die Summe der beobachteten Vorgänge rechtfertigt keineswegs die Hypothese einer allgemeinen, die ganze Erdkugel umfassenden Austrocknung. Eine fortschreitende Austrocknung müßte nicht nur erhebliche Veränderungen in der Gestaltung der Erdtheile und der Meere mit sich bringen: sie würde sich vor allem in einer Verringerung der Wasserdämpfe unserer Atmosphäre spiegeln und damit in einer Veränderung der Intensität der Sonnenstrahlen. Die unveränderte Konstanz der Sonnenstrahlen zeigt sich aber durch das Fortleben bestimmter Pflanzenarten in bestimmten Gegenden. Schwankungen der Intensität der Sonnenstrahlen, wie man sie in Algier und Californien beobachtete, erstrecken sich nur auf kurze Zeiträume und finden stets wieder eine Ausgleichung.

Ein Schelmenstreich.

Karnevalsskizze von **Max Hochberg-Chiampo.**

Karneval unter dem blauen Himmel Nizzas, der „Sonnenstadt", wie die Franzosen sie nennen. Ein farbenprächtiges kaleidoskopartiges Chaos von Trachten aller Zeiten, aller Länder wogt in den mit Guirlanden und Fahnen festlich geschmückten Hauptstraßen; ein buntes, bewegtes Bild des tollen Uebermuthes, der Lebensfreude. Jetzt kommt die große Prozession der Wagen daher, voran Seine Majestät Karneval, diesmal als fünf bis sechs Fuß hoher Spanier mit goldumborteter Sammetjacke, rother Schärpe, schwarzen Kniehosen und Schnallenschuhen, die Serapa über der linken Schulter, gravitätisch schreitend, hin und wieder den Kopf neigend und ein verliebtes Auge werfend, indem ein Lid langsam niederschlägt. Zahllos das Gefolge! Hunderte von Pierrots und Spaßmachern aller Art, und dann die Wagen! Hier segelt ein haushohes Schiff auf sechszehn Rädern hin, mit Konfetti und Papierschlangen werfenden Matrosen; ihm folgt ein brauner Baumstamm, auf dem ein Ungeheuer von Gorilla thront, mit weitreichendem Arm, dessen langsam sich schließende Hand bald den, bald jenen der ihn neckenden kleineren und größeren Affen erfaßt, um ihn scheinbar zu verschlingen. Dort kommen Soldaten mit blonden Zöpfen und Locken, als Schwalben kostümirt; dann naht ein Riesenharlekin, der Hampelmänner in allen Größen feilhält, die künstlichen so täuschend, daß man nur am Abspringen vom Strick die lebenden erkennt. — Ein langer, langer, farbenreicher Zug! Und neben und hinter den Wagen drängt sich die Menge, lachend, kreischend, singend und ab und zu, wie vom Taumel gepackt, nach den Klängen der Musikchöre tanzend und springend.

In den Straßen, die der Zug nicht berührt, geht es ruhiger zu, obwohl auch dort Masken schwärmen und Kinder mit aufgesetzten Brillen, Nasen oder Bärten herumtollen; denn der Mardi-Gras, der fette Dinstag, muß noch ausgenutzt werden. Zu diesen stilleren Straßen gehört auch die vom Massénaplatz sich abzweigende Gioffrèdostraße, in der das Modemagazin von Madame Cattaneo liegt, einer temperamentvollen, an einen Italiener verheiratheten Französin mit klugen, goldbraunen Augen, deren graziöse Finger aus Blumen, Band und Federn poesievolle, ideale Hüte, nein, zu exorbitanten Preisen bezahlte Kunstwerke zauberten, und die zur Karnevalszeit auch Kostüme auslieh.

„Diesmal bin ich rein ausgeplündert," sagte sie zu ihrer Freundin, der Frau des Hutfabrikanten Camilla, einer schlanken Dreißigerin mit reichem, schwarzem Haar, feiner Nase und mandelförmigen Augen in dem gelblich getönten Gesicht. „Aber auch rein ausgeplündert! Ich habe nur noch zwei neue, sehr theure Kostüme, Spanierin und Geisha, die hohes Pfand kosten. Ich schließe früh. Es lohnt heute Abend nicht mehr."

Rosalie Camilla holte schwer Athem. „Meine Liebe, sagen Sie mir ehrlich," bat sie, „hat mein Mann ein Kostüm von Ihnen geliehen? Ich weiß, Sie halten auf Diskretion; aber Camilla soll es nie erfahren, geben Sie mir Auskunft. Er ist sonst ein guter Mann, nur am Mardi-Gras — das bleibt zwischen uns — geht er durch. Zu mir sagte er: „Ich esse bei Barisione Abends mit Bekannten." Ich aber weiß, er sucht Abenteuer, spielt den Reichen, den Vornehmen, der sich unter der Maske amüsiren will. Letztes Jahr hatte er dreihundert Frank im Portefeuille — eine kluge Frau revidirt heimlich die Kasse — und Aschermittwoch früh, als er schlief und ich seinen Anzug nachsah, waren die Scheine fort. Aufgegessen hat er sie nicht, und in der Nacht auch nicht zur Bank gebracht! Und für mich geizt er, wenn ich ein neues Kleid, einen neuen Hut brauche. Er macht sich einen Mardi-Gras, während ich mich gräme und ärgere."

„Gram und Aerger machen häßlich," meinte Blanche überlegen. „Amüsiren Sie sich lieber und — rächen Sie sich an ihm."

„Ja, rächen Sie sich denn?" staunte Rosalie.

„Aber sicher!" rief Blanche leidenschaftlich, und ihre Augen flammten. „Sehen Sie, da ist La Belle — ich nenne sie so zu Cattaneo — die Kassirerin von drüben, die Beppina, mit dem schmachtenden Augenaufschlag und dem koketten Lächeln; kommt sie, sich weiße Straußenfedern ansehen — Cattaneo war anwesend — und läßt sich die besten zeigen. Ist da eine zu fünfzig Frank, seufzt sie: „Sehr schön! Ganz meine Sehnsucht, aber ach, zu theuer!" und wirft dabei Cattaneo unter halbgesenkten Lidern einen Blick zu, einen Blick — dann: „Ich muß sehen, daß ich billig zu einer ähnlichen komme!" Damit geht sie. Einige Tage später stolzirt sie an meinem Laden vorbei mit der Feder, meiner Feder! Ein jeder kennt seine Sachen! Dennoch öffne ich, um mich zu überführen, den Kasten: die Feder ist weg. Ich schlage im Buche nach. Sie ist nicht als verkauft eingetragen. Ich verliere kein Wort darüber zu meinem Mann. Nächsten Sonntag gehen wir spazieren. Kommt La Belle mit ihrem Verlobten.

„Cattaneo," sage ich und presse seinen Arm an mich. „Da kommt mein Strauß."

„Was meinst Du?" fragt er pikirt.

„La Belle mit meiner Feder."

Grüßend will sie vorüber, aber ich vertrete ihr den Weg und sage mit der größten Liebenswürdigkeit: „Nein, diese Beppina! Sie hat wirklich eine Feder, genau so groß, so schön, wie die, die mein Kasten barg, und ich wette, sie hat sie nahezu um nichts bekommen, jedenfalls billiger als bei mir!"

Ich hatte damit nichts gesagt, nur war da eine geringe Modulation im Tone, eine versteckte Spitze, ein kleines, spöttisches Lächeln und ein Seitenblick auf Cattaneo, der darüber mit einem Wuthblitz quittirte — allein, La Belle wurde unter dem Puder wie ein Puter roth vor Zorn, und ihr Liebhaber rollte die Augen. Er hatte kapirt. Ich war gerächt."

„Und ich?" fragte Rosalie hastig. „Was soll ich thun?"

„Ei, wir amüsiren uns!" antwortete Blanche. „Für Sie die Spanierin! Weißer Atlas mit Silber gestickt, rother Sammetbolero, Mantilla mit Rosen, dazu weißseidene Strümpfe und rothe Stiefelchen."

„Entzückend", sagte Rosalie bewundernd.

„Natürlich weißer Domino darüber für die Straße."

„Aber die Kosten?" . . .

„Eh! Lassen wir das! Ich thue es aus Freundschaft und — gegen die Männer! Sie taugen alle nichts! Wenn Cattaneo den Laden geschlossen hat und zu Barisione geht — dort liegt sein Kostüm als Türke — kommen Sie zu mir."

„Und Ihr Gatte?" warf Rosalie ein.

„Er hat seine zwei Liter im Leibe. Er schläft wie ein Murmelthier. Niemand, der uns hindert."

Schweratmend stand Rosalie. Dann biß sie sich in die Lippe, warf den Kopf in den Nacken und sagte entschlossen: „Ich komme!"

* * *

Wie ein silberner Schild hing der Vollmond am Himmel, doch erstarb sein bläulicher Glanz in der Lichtfluth der Scheinwerfer, der Tausende und Abertausende von Glühbirnen und bunten Lämpchen der großen Plätze und Hauptstraßen und der ins Meer hineingebauten Jetée-Promenade; in der Rue Gioffrèdo aber tauchte seine milde Helle die eine Seite in geisterhaftes Weiß, während die andere nächtig lag, nur von Laternen mäßig erleuchtet. Aus Cattaneos dunklem Laden schlüpften zwei Gestalten. Vorsichtig um sich spähend, mit witziger Entschuldigung den zärtlich sich öffnenden Armen begegnender Masken ausweichend, flüchteten sie im Schatten dahin. Zurückblickend gewahrten sie eine hohe, hastig vorwärtsstrebende Erscheinung.

„Das ist er," zischelte Blanche. „Ich kenne ihn am Kostüm."

„Und ich an Gang und Haltung," flüsterte der weiße Domino und erbebte. „Oh, wie mir bangt ob all der Verstellung!"

„St! Camilla nähert sich, und nun heißt es: fest sein!"

Camilla war ein wohlgebauter, schlanker Mann von dreiundvierzig Jahren, mit noch üppigem Haar, seidigem Bart und glänzend schwarzen Augen. Er hatte sich im Laufe der Zeit die Allüren seiner vornehmen Kunden angeeignet, und wie er so einherschritt im blauseidenen Kaftan über schneeigem Unterkleide, die Hand auf dem Krummsäbel, den agraffengeschmückten, weißen Turban auf dem selbstbewußt getragenen Kopfe, und in die blendende Lichtfülle des Massénaplatzes hinaustrat, war es nur natürlich, daß er auffiel. Auch war er nicht im mindesten überrascht, als ihn sofort zwei Damen stellten, von denen die größere, die eine Mantilla, mit Rosen gerafft, trug, ihm freimüthig die Hand entgegenstreckte. Der dabei zurückschlagende Ueberwurf enthüllte weißen Atlas mit blitzender Stickerei, seidene Strümpfe und einen wunderfeinen, rothbeschuhten Fuß. Camilla preßte seine Lippen auf das Leder, das ihre kleine Hand umkleidete, und beglückwünschte sich im Stillen zu der schönen Unbekannten, als sie anhob: „Sie sind erkannt, mein Freund!"

„Schon möglich, aber vielleicht doch nicht, meine Schöne," entgegnete er ausweichend.

„Der Herr Baron von Grancourt," erwiderte die süße Stimme darauf.

Camilla lächelte unter der Maske in geschmeichelter Eitelkeit und fühlte sich durchaus nicht veranlaßt, den „Baron" abzuleugnen. Hätte er nur gewußt, wer sie war! Jedenfalls etwas sehr Vornehmes! Doch sollte er nicht lange im Unklaren bleiben. Der zweite Domino im großgeblümten Geishagewande schlängelte sich hinter dem Rücken der Spanierin an seine andere Seite und raunte ihm zu:

„Ihr Diener Baptiste verrieth mir das Kostüm, als er am Morgen die Blumen abgab, auch wo der Herr Baron sich umkleiden würden, und da war es kein Wunder, wenn die Komtesse . . ."

„Bleibe hinter uns, Lisette," befahl die Spanierin etwas hochmüthig und tadelnd.

„Wohin befehlen Sie, daß wir uns wenden, meine angebetete Komtesse," beeilte sich Camilla zu fragen. „Nach dem Kasino?"

„Um alles nicht! Man würde mich erkennen. Auch nicht in das Gewühl der Masken. Biegen wir nach dem Jardin Public hinüber. Es wandelt sich so herrlich dort, angefächelt vom erfrischenden Seewinde, bald im silbernen Mondenlichte, bald im Dämmerdunkel der Bäume, immer aber umwogt von dem berauschenden Dufte all der blühenden Sträucher."

Der gute Hutfabrikant schwamm in Wonne. Vorläufig lief er nicht Gefahr, erkannt zu werden. Bei Nacht sind alle Katzen grau und im Schatten der Gänge . . . war das ein Abenteuer! Es würde die seligste Erinnerung seines Lebens bleiben! Die Komtesse mußte berückend schön sein, nach dieser weichen und doch gluthathmenden Stimme zu schließen. Wie zierlich sie die Füße setzte. Und welche kleine Hand. Unwillkürlich preßte er den Arm, der sich dem seinen anvertraut hatte, zärtlich an sich.

„Ich schulde Ihnen noch den Dank für den Blumengruß heute früh! — Aber kreuzen wir jetzt den Platz!" Damit schmiegte sie sich vertrauensvoll an ihn, und er vermeinte ihr Herz klopfen zu hören. Wie flüssiges Feuer durchrieselte es seine Adern. Welch überschwängliches Glück bot sich ihm! Mit federndem Fuß schritt er aus. Er dünkte sich ein Prinz, nein, ein Götterjüngling, der die himmlische Gefährtin gefunden, und er wollte dieses Glück, diese Seligkeit auskosten . . . Was that es, wenn sie wirklich später, ihren Irrthum erkennend, ihm zürnend entfloh — hatte sie nur vorher in seinen Armen geruht . . .

Als sie die Schatten umfingen, legte er zärtlich den Arm um ihre Taille. Wie sie zusammenzuckte und sich schlangenhaft bog. Rasch neigte er sich und küßte sie auf den atlasglatten Nacken und war förmlich berauscht von dem vornehmen Parfüm, das er einsog. Und dann fanden sie glücklich eine versteckte Bank. Wie schwankend hielt sich die Komtesse an ihm. „Lisette," stammelte sie in dem heißen Flüsterton der Leidenschaft, „entferne Dich, geh nach dem Margeritenhang; doch laß Dich nicht von übermüthigen Masken entführen."

Er ließ sie sanft auf die Bank gleiten, und glück- und gluthentflammt sank er vor ihr nieder und küßte ihre Hände; sie aber zog ihn in sehnender Liebe empor, und ihre Lippen fanden sich . . . und dann . . . ein weicher Stoff fiel über sein Gesicht und umhüllte den Kopf. Er hörte Lisettens leises Lachen: „Nur ein Scherz, ein Karnevalsscherz," fühlte eine Schnur um seinen Hals und griff mit beiden Händen danach.

„Welche Thorheit!" zürnte die Komtesse und schien bemüht, ihn zu befreien, bis sie plötzlich auflachte, kurz, triumphirend.

„O meine Angebetete!" bat er innig und haschte nach ihr, ohne etwas sehen zu können.

Verstohlenes Lachen tönte links und tönte rechts; dann leichte entfliehende Schritte auf knirschendem Kies.

Er zerrte an der Kapuze, um sie herunterzureißen. Umsonst! Er faßte nach den seidenen Schnüren — sie waren zusammengewirbelt und bis verknotet. Ein schreckvolles Erkennen überkam ihn. Er griff nach seiner Geheimtasche: das Portefeuille fehlte! — Entwendet durch die Komtesse! —

„Komtesse?" Er lachte schrill auf. Im selben Augenblick fiel ihm sein Taschenmesser ein. Im Nu waren die Schnüre zerschnitten und, die Kapuze in der Hand, stürmte er wie ein Rasender dahin. — Aber die kleinen Füße waren längst enteilt. Wo war die Spanierin? Wo die Geisha?

Lange noch kreuzte er die Straßen, die entflohenen Schönen wiederzufinden. — Vergebens. — Das war nun sein stolzes Abenteuer, seine süßeste Erinnerung! Gewiß, er würde sie nie vergessen. Das sollte aber der letzte Mardi-Gras sein, den er sich geleistet hatte! — — —

Zur selben Zeit vermeinten Blanche und Rosalie vor Lachen sterben zu müssen. „Diesmal haben Sie Ihren Mardi Gras!" rief Rosalie einmal über das andere. „Ganze tausend Frank erbeutet, nein, gerettet! Und das beste ist: einen Karnevalsscherz braucht man nicht zu beichten, und unter Ehegatten giebt es keinen Diebstahl, außerdem war es Ihr Mann, von dem Sie sich küssen ließen und den Sie sogar vor schwerer Sünde bewahrten! Oh, köstlich, köstlich!" Und sie wirbelte sich vor Vergnügen auf den Hacken um ihre eigene Achse. „Und wer weiß", fuhr sie, ernster werdend, fort, „was sein Abenteuer für die Zukunft noch zeitigen mag. Vielleicht kurirt ihn die kleine Lektion für immer!"

„Und jetzt zahle ich Ihnen die Leihgebühr für das Kostüm!"

„Niemals! Sie beleidigen mich. Ich that es aus Freundschaft. Aber ich denke, Sie thäten gut, Ihrer Namensheiligen eine Kerze zu weihen für das glückliche Gelingen." — — —

Müde und abgespannt von all der Aufregung, dem Aerger und der langen, vergeblichen Jagd nach den Schönen, wandte sich Camilla endlich heimwärts, während am nächtlichen Himmel Raketen zischten und knatterten und Feuergarben emporrasselten, und eine tolle Menge jubelte: „On brûle Carneval!" —

Bei Barisione hatte er sich rasch umgezogen. Nun stieg er langsam die breiten Marmortreppen zur dritten Etage empor. Ganz leise schloß er die Korridorthür auf und noch leiser, auf Zehenspitzen, stahl er sich in das gemeinschaftliche Schlafgemach.

Da klappte ein loser Stein unter seinem Fuße. Gleich darauf knarrte eine Bettstelle. Seine treue Ehehälfte warf sich auf die andere Seite und sagte, verschlafen gähnend, mit sanftem Vorwurf: „Nun, Camilla, kommst Du endlich nach Hause! Du hast Dich gewiß wieder nicht schlecht amüsirt?!"